Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Löhnberg.

(5. Fortsetzung.)

Er zog das Mädchen ungeniert an der Hand zu seinem Sitz herüber und deutete mit der Hand in die Ferne. Die lichtgrünen Bäume rahmten die Aussicht auf das Städtchen ein, das tief unterhalb zwischen den Schloßberg schmiegte. Hoch in der blauen, flimmernden Luft das Horst Rittenschloß. Vor ihnen die Ebene, weit, weit sich ausdehnend, in duftige Fernen verschwindend. „Das ist schon Preußen! Dort liegt Neiße. Da Breslau. An klaren Tagen sieht man die Türme von Breslau. Waren Sie schon da?"

„Nein, noch niemals. Berlin aber kenne ich."

„Nun — ist es nicht wunderschön?"

„Eben wie jede Großstadt."

„Nein, ich meine das Bild hier. Die Landschaft. Das müssen Sie doch empfinden."

Er sah sie forschend, fast fordernd an. Sie nickte träumerisch. Sie empfand ein eigen wogs Gefühl — wenn er nur nicht fragen und sprechen wollte. Sie wußte nicht, was ihre Seele in bebende Schwingungen versetzte: war es der Frühling — die Jugend — oder der Mann an ihrer Seite?

Stumm blieb sie an den Stamm gelehnt stehen, und ihr Blick verlor sich in die sonnige, duftige Ferne. Velten zeichnete jetzt rasch und schweigend. So müßte sie ihm gelingen, so, mit dem träumenden Zug im Gesicht, der lässig anmutigen Haltung. Nach einer geraumen Zeit erwachte Martina aus ihren ungewohnten Träumen. Sie richtete sich auf und trat neben Velten. „Also, was ist aus mir geworden? So sehe ich aus?"

Sie nahm ihm das Blatt aus der Hand. Merkwürdig. Nur das Gesicht war ein wenig mehr ausgeführt. Alles andere nur verschwimmende Umrisse. Nur das Muster des Schals war genau wiedergegeben, die bunte Kante.

„Ich darf es behalten?"

Doch zornig fast riß Velten ihr das Blatt aus der Hand.

„Nein, es ist eine Pfuscherei. Ich kann nichts. Es ist alles umsonst. Alles!"

Er schlug die Hände vors Gesicht. Martina empfand es peinlich. Was sollte sie dazu sagen? Sie waren sich doch so fremd noch. Leise meinte sie:

„Aber Herr Velten! Wie können Sie so mutlos sein! Sie haben wahrscheinlich zu wenig Geduld. Verderben wir uns den schönen Tag nicht. Kommen Sie, führen Sie mich zur Ruine Reichenstein. Sie haben mich neulich neugierig gemacht."

Er ließ müde die Hände sinken und erhob sich: „Nun bin ich bald müde vom Flug. Aber Sie haben recht. Genießen wir den Frühling, die Jugend!"

Sie ließen die Malgeräte im Gasthause zurück und stiegen dann einen ziemlich steilen Weg hinan. Oben war es aber wirklich wunderschön. Einige Reste der alten Ruine standen noch, zwischen ihren Trümmern sah man in die weiten, verblauenden Waldtäler. Wald, nichts als Wald. In jeder Nuance grün und blau. Und zwischen Einrissen lockte sonnige Ferne. Lange standen sie an eine Mauer gelehnt. Leise sagte der Maler:

„Hier soll Eichendorff sein „O Täler weit, o Höhen" gedichtet haben. Ich glaube es gern. Hier muß man malen, dichten oder weinen vor so viel Schönheit. Und selten jemand weiß etwas von diesem Platze. Manchmal Sonntags kommen wohl ein paar Bürgerfamilien heraus — wie man an den fettigen Wurstpapieren hier erkennen kann. An solchen Tagen möchte ich nicht hier sein. Sehen Sie, hier soll der Rittersaal gewesen sein. Und hier ist fast ein kleines Zimmer noch gut erhalten. Was mögen damals für Menschen hier gegangen sein? Was mögen sie erlebt, erlitten haben? Es waren doch andere Zeiten damals. Die Menschen hatten andere Interessen, andere Ziele."

Er stand sinnend vor dem runden Platze, den Farne dicht und grün umwucherten. Martina sah wohlgefällig in sein hübsches, nachdenkliches Gesicht und sagte lächelnd:

„Aber sie hatten die gleichen Leiden wie heute wir auch. Sie liebten sich und stritten sich. Lasser wir die Vergangenheit sein, gehen wir weiter, und erzählen Sie mir von Ihrem Leben."

Sie schlenderten weiter durch den frühlingsgrünen Wald, der sie mit märchentiefen Augen verträumt ansah. Und Velten erzählte in schlichten, kurzen Worten von seinem Leben:

„Wir waren eine ganz eigene Familie. Nicht glücklich. Der Vater war Musiker, Komponist, alles mögliche. Nichts befriedigte ihn. Rastlos irrte er durchs Leben, andere unglücklich machend, selbst unbefriedigt. Die Mutter immer gedrückt, immer ängstlich, immer mit Lebenssorgen ringend. Ich hatte nur einen Bruder. Auch ihn trieb ein ruheloses Sehnen in weite Fernen, auch er suchte sein Glück auf nächsteren Plätzen. Er ist jetzt in Amerika. Schon lange hörte ich nichts von ihm. Und ich? Sie wissen ja, wie rasend glücklich ich bin — nicht? Onkel Velten wollte mich durchaus in die Fabrik nehmen. Er ist ein so ruhiger, sicherer Charakter. Ich sollte Musterzeichner werden."

„Und warum wollten Sie das nicht?"

„Weil ich Maler werden wollte. Und weil ich überhaupt Fabriken hasse. Diese rauchenden Ungetüme, die das Leben, die Gesundheit, die Frische so vieler Menschen verzehren. Oft beobachte ich die Leute, wie sie herauskommen, mit stieren Augen, leblosen Gesichtern, eingefallen, hohl. Wie sie sich abrackern um die wenigen Heller. Wenn ich Fabrikherr wäre, ich möchte es anders einrichten."

„Und wie?" lächelte Martina.

„Wie? Nun, ich würde ihnen hübsche Häuser bauen, nette Gärten dabei, sie müßten sich ein wenig für die Kunst und Literatur interessieren, dürften nicht trinken und spielen —"

Nun lachte Martina laut:

„Und wie stände es da mit Ihrem Gelde? Glauben Sie, daß Sie einen großen Profit hätten? Oder daß die Leute dann zufrieden wären?"

„Möglich nicht. Aber ich würde es so machen. Und auch meine Frau müßte sich ein wenig der Leute annehmen. Es müßte ein förmlich patriarchalisches Verhältnis sein."

„Wenn das Tante Ernestine hören könnte!"

„Ja — Frau Langenscheit — nun, hat die besonders viel Geld? Mir scheint nicht, trotzdem die Arbeiter schlechter gezahlt sind als anderswo."

„Ach, lassen wir dies soziale Thema. Ich interessiere mich gar nicht dafür."

„Ja, Sie haben recht," sagte ein wenig bitter der junge Maler, „das ist kein Gespräch für junge Damen. Die Hauptsache ist, daß sie in Seide gekleidet gehen können. Wie sie hergestellt wird, daß mancher Tropfen Schweiß und manche Träne, auch mancher Fluch hineinfällt — wen kümmert's?"

Velten hieb mit seinem Stock eine vordrängende Blütendolde ab und schwieg dann lange. Martina ging auch ganz still neben ihm her. Daß er immer auf so peinliche Sachen zu sprechen kam! Nie konnte er sie so gut unterhalten wie die Leutnants und Barone, die sie von Wien aus kannte. Und das Merkwürdige dabei war: sie mußte zu Hause noch lange an seine Worte denken, mußte Vergleiche ziehen, lernte beobachten. Es reizte ihren Widerspruch, seine ganze leicht spöttische Art empörte — und doch mußte sie an ihn denken, suchte sie ihn zu treffen.

Es wurde kühler im Walde. Sie begannen rascher zu gehen. Velten hatte sich vorgenommen, ihr die anderen schönen Punkte zu zeigen, die er entdeckt. Aber er ging hastig am Gloriett wie am Heinrichsfelsen vorüber: sie verstand ja doch nichts von Naturschönheit. Es war zwecklos, sie ein wenig umbilden zu wollen.

Sie kamen zum Ausgang des großen, herrlichen Waldes. Dort stand eine schlichte Kapelle, die Antonie-Kapelle. Ein Wässerlein rauschte geschwätzig mit goldklarem Geriesel durch Wiesen und Hecken vorbei.

Martina war ermüdet vom weiten, ungewohnten Weg. Sie ließ sich auf die kleine, morsche Bank vor der Kapelle nieder und sagte zu ihrem Begleiter:

„Waren Sie schon oft hier?"

„O ja, schon oft, denn der Gegensatz der beiden Aussichten, die man hier hat, zieht mich an. Hier der tiefe, dunkle Waldesschatten, dort gleich, fast ohne Uebergang, helles, sonniges Land."

„Was ist das da drüben? Die gelben Wände am Waldessaum?"

„Das sind die Sandgruben, auch ganz malerisch, nur meist zu sehr bevölkert. Doch hier ist es kühl. Sie werden sich sicher erkälten."

Martina erhob sich müde. Hätte sie doch ihr Auto hier. Wie würden die Wiener Bekannten lachen, wenn sie sie sehen könnten: mit einem etwas phantastischen Maler durch Wald und Feld streifend. Sie gingen unter gleichgültigem Geplauder zwischen den jungen Saaten dahin. Velten blieb von Zeit zu Zeit stehen. Martina wurde sich nicht klar, weshalb, ob aus Rücksicht auf ihre Müdigkeit, oder um Landschaften, Stimmungen zu studieren. Da sah sie, schon in der Nähe des Schloßberges angekommen, eine große, starke Frau am Rande stehen und neugierig zu ihnen herüberäugen. Es war Frau Pohl, wie sie gleich bemerkten. Doch wartete [illegible]

Dame ihr Kommen nicht ab, sondern lief sich hastig in Bewegung, so rasch, wie man es ihren Körperfülle niemals zugetraut hätte.

Martina begann lachend mit dem Schirm auf sie: „Da geht sie hin und erzählt drüben meiner Tante, daß sie mich mit Ihnen gesehen."

„Ist Ihnen das unangenehm?"

„O, weshalb? Ich tue immer das, wozu ich Lust habe, und lasse mich von niemand beeinflussen."

„Werden Sie ihre Lust haben, mit mir zu wandern?"

„Wenn Sie mich professio Natur nehmen. Es macht mir nämlich riesiges Vergnügen, sonst wäre ich heute nicht gekommen."

„Aus Langeweile — nicht?"

Die Frage klang heftig und eigentümlich gepreßt. Martina bekam plötzlich ein wenig Herzklopfen, obgleich kein Grund dafür schien. Leise entgegnete sie:

„O, nicht Langeweile — sondern — weil ich eben wollte."

Velten entgegnete nichts und sah sie nur stumm an. Da wurde es Martina plötzlich ganz sonnig in der Seele. Der ganze Spaziergang erhielt eine andere Bedeutung für sie. Wieder legten sie stumm das letzte Stück Weges zurück. Doch es war ein anderes Schweigen als das im Walde. Es war beredter, als hundert Worte zu sein vermögen.

* * *

Frau Langenscheit hatte den neuen Direktor empfangen. Sie war von seinem Aeußeren noch mehr befriedigt als von seinem Bilde. Herr Heide war ein großer, schlanker Mann. Sein kühn geschnittenes Gesicht mit den dunklen, lebhaften Augen verriet Geist und Energie. Er ging an ihrer Seite durch die Räume der Fabrik, äußerte sich manchmal zustimmend, mehr aber noch in leisem, verstecktem Tadel.

„Es ist alles sehr verbesserungsbedürftig, gnädige Frau, namentlich die verschiedenen Maschinen. Sie ermächtigen mich doch, Neuerungen einzuführen, auch wenn sie ein wenig tief in die Kasse gehen?"

Frau Langenscheit konnte nicht gut anders, als ja sagen. Sie konnte ihm nicht erklären, daß sie große Ausgaben scheute, daß sie sie vermeiden mußte um jeden Preis. Sie hatte ja seit Jahren schon mit Schaden gearbeitet, hatte sich nur aus diesem Grunde entschlossen, einen Direktor zu engagieren, dem sie doch ein schönes Gehalt zahlen mußte. Ihre einzige Hoffnung war Martina. Wenn sie die an die Fabrik fesselte, dann war alles gut.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Schlendrian.

In einem kleinen Flecken, sehr hoch im Gebirge, und sehr weit ab vom Leben, amtierte vor Jahren ein alter Richter. Er war noch aus der Schule der Vorzeit und fuhr die Leute übel an, wenn sie, was meistens der Fall war, zum Termin die gesetzlich erforderten Urkunden vergessen hatten. Aber den Akt nahm er ihnen trotzdem auf. Denn die Wege vom Lande zu seiner Amtsresidenz hin waren weit und beschwerlich und er hatte Mitleid mit Mensch und Vieh.

Mit dem neuen Recht ging der alte Richter, und da er sich an die zeitliche Ruhe nicht mehr gewöhnen konnte, siedelte er ins Jenseits über, herzlich betrauert von der Bevölkerung, die sich zu seinem Leichenbegängnisse in hellen Scharen eingefunden hatte. Der neue Herr, der an seine Stelle gekommen, war in allem das Gegenstück zu dem alten. Er war höflich gegen die Parteien. Aber er schickte sie unweigerlich wieder fort, wenn sie zur Umschreibung oder Löschung einer Post die nötigen Dokumente nicht zur Stelle hatten. Erzählte man ihm, wie es früher gewesen, so pflegte er zu sagen: „Ja, ja! Der alte Schlendrian hat jetzt aufgehört." Das war schlimme Zeit für die armen Landleute. Wenn zwei sich begegneten, pflegten sie nur die Köpfe zu schütteln und hinter den Ohren zu kratzen. Zu reden wagten sie nicht, teils aus Furcht, teils aus Respekt. Einstmals war wieder ein Bauer fortgeschickt worden, um ein Dokument zu holen. Das aber war so gut aufgehoben, daß man im Hause das Unterste zu oberst drehen mußte, um es zu finden. Seufzend machte sich die von der Feldarbeit ermüdete Bauersfrau an die Arbeit, dabei leise vor sich hin murmelnd: „Der alte Schlendrian. Aber besser wars doch!" Ihr greiser Vater, der Ausgedinger, der den Sinn des Wortes nicht kannte, und bei dem es auch nicht mehr ganz richtig war, nickte, von seiner Ofenbank her dazu und meinte schließlich: „Der alte Schlendrian! Ja ja, das war ein lieber Herr! Gott hab ihn selig. 's hat mich doch recht gefreut, daß ich bei seiner Leiche hab sein können."

— Wenig. Gast (bei einer Ehrung des Dichters zu dessen Frau): Gnädige Frau haben gewiß auch schon oft in anregender Weise auf den Herrn Gemahl gewirkt und ihn unterstützt in seinem herrlichen Schaf-

Der Heuschnupfen.

Skizze von Margarete Heinemann.

„Wie wäre es mit einer Tour morgen?" fragte der Amtsgerichtsrat seinen Freund. „Ich bin zufällig den ganzen Tag frei und noch dazu Stenographinnen. Haben Sie Lust?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf.

„Warum nicht? Schlagen Sie etwas vor, Leiner, Sie kennen ja die Mark."

Leiner klappte sein Gebiet auf, nahm einen guten Zug, drückte es wieder vor sich hin und mischte dann bedächtig den Schaum aus dem weißen Schnurrbart. „Nein," sagte er, „Ausflüge empfehle ich nie mehr."

„Aber weshalb nie mehr? Wie meinen Sie das? Ist Ihnen dadurch einmal etwas Unangenehmes passiert?"

Der alte Herr lachte. „Natürlich. Wieder ganz Amtsgerichtsrat. Sie wittern sofort eine Geschichte."

„Und jedenfalls mit Recht. Gewiß fängt sie so an: Es war einmal ein Mädchen...."

„Ganz richtig. So begann es. Also — wenn Sie hören wollen.... Zwanzig Jahre wird es her sein. Ich hatte eine gern. Die hieß Ruth. Und weil ich sie gern hatte, lief ich natürlich im Frühjahr viel in den Wald, war vergnügt, pflückte Blumen und fand die ganze Welt charmant. An unserem Stammtisch bei Siechen — das Lokal war damals noch nicht so elegant wie heute — bekam ich den Spitznamen „Pfadfinder", weil ich immer von neuen wunderbaren Gegenden erzählte, die ich entdeckt hatte.

Ja — diese Leute da an dem Stammtisch waren übrigens alle älter als ich; und heute glaube ich, daß ich so eine Art Hofnarr für sie war. Damals aber kam ich mir wie die Hauptperson des kleinen Kreises vor, und ich hatte für mich den Stammtisch „die Medikamententafel" getauft, weil ich die Freunde, die da mit mir zusammen kneipten, je nach meiner Stimmung als Medizin genoß. Sie waren sehr verschiedenartig; da war ein Arzt, Pessimist und Skeptiker durch und durch; dann ein früherer Jurist, der Reporter geworden; ein Pfandleiher mit pfiffigen, ewig blinzelnden Augen in einem Ziegenbockgesicht, und ein Agent, der allgemein beliebt war, und den ich schon deshalb nicht ausstehen konnte; außerdem noch ein paar Kaufleute, die ständig politisierten.

Am Stammtisch wurde immer viel geredet, und es gab kein Thema, dem wir nicht gewachsen waren. Ich hielt die Leute für lebensklug und bedeutend in ihrer Art und erfuhr erst viel später, daß sie sämtlich Entgleiste waren. Der Doktor hatte eine fahrlässige Tötung mit Gefängnis gebüßt; der Agent hatte wegen Bankerotts zehn Jahre im Auslande zubringen müssen, ehe er es wieder wagen durfte, sich in Berlin zu zeigen! Der Reporter, der speziell über das Frauenrecht viel diskutierte, lebte in unglücklichster Ehe, und ich glaube, nur der Pfandleiher hatte eine reelle Basis der Lebensführung.

Seine Tochter hieß Ruth.

Ich lernte sie kennen, als ich meinen Winterüberzieher versetzte. Sie bezahlte zwar mehr mit Blicken als mit Geld. Aber ich war zufrieden, wenn ich bloß oft hingehen und mit ihr plaudern konnte. Da sie keine Mutter mehr hatte, nahm der Alte sie manchmal zu Siechen mit. Sie war schwarzhaarig und hatte lange Wimpern an den großen dunklen Augen und eine weiche, elfenbeinfarbene Haut. Sie sprach nicht ganz reines Deutsch, aber das störte mich nicht. Ich liebte es, ihre üppigen Lippen sich bewegen zu sehen. Wenn Ruth mit am Stammtisch saß, versuchte der Agent immer, den Platz neben ihr zu bekommen, und dann imponierte er ihr mit Erlebnissen aus Brasilien, die sicher alle erfunden waren.

Einmal erzählte ich bei Siechen von einer Tour nach dem Kloster Chorin und war so begeistert in meinen Schilderungen, daß beschlossen wurde, der Stammtisch sollte am nächsten Sonntag auch dorthin fahren und in den Wäldern umherschwärmen. Ausschlaggebend war freilich das gute Essen, das ich dort im Gasthause genossen. Ich hatte die Speisekarte mitgebracht, und ich glaube bestimmt, daß das Menu für eine Mark fünfzig mit größerer Spannung erwartet wurde, als der Genuß der Naturschönheiten.

Am Sonntag früh trafen wir uns am Stettiner Bahnhof. Ruth, auf deren Kommen ich bestimmt gerechnet hatte, war leider zu Hause geblieben. Der Agent und der Doktor fehlten auch.

Unterwegs tranken wir Schnaps, verzehrten Sprizkuchen und kamen ziemlich echauffiert in Chorinchen an. Der Weg bis zum Walde ist ja nicht reizvoll; aber wie die Leute da über Hitze und Staub fluchten, das war kolossal übertrieben.

Als wir endlich im Gasthause anlangten, wurde die Stimmung im Hinblick auf das bevorstehende gute Essen freudig erregt. Wir bestellten fünf Mensk und nun der Herr Ratsmeis, wie ich schon ausgerechnet und gut befunden hatte.

Es dauerte lange, bis der Kellner kam, dann das Lokal war überfüllt. Endlich brachte er die Suppe und den Wein.

Die Kraftbrühe stellte sich als harmlosen, gelben Wasser heraus, bei dem sogar das Salz gespart war, und der Wein schmeckte nach dem Pfropfen.

Es war mir peinlich, die vorwurfsvollen Blicke der Genossen auf mich gerichtet zu sehen, aber ich konnte nicht leugnen, daß der Beginn des Ausfluges entmutigend war. Was dann kam, war noch schlimmer! Es folgte eine garnierte Rinderbrust, die aus Fett und Knorpel bestand und bei der nicht einmal die Garnierung zart war, denn die paar Pfefferguren waren hart. Dann kamen Schnitzel, die sich so schlecht kauen ließen wie Pappe, und Schoten, rauh und groß wie Kletten. Zum Schluß säuerliche Pflaumen und eine Haselnußtorte, die im Geschmack an Heringssalat erinnerte.

Bei jedem Gericht bekam ich Sticheleien zu hören über Leute, denen das Essen bei Siechen nicht fein genug sei und die nach Chorin auswandern, um etwas Besonderes zu haben. Mit großer Zuversicht machte ich aber den Sonntag verantwortlich für das schlechte Essen und tröstete alle damit, daß die Naturschönheiten glücklicherweise am Sonntag wie am Wochentag dieselben blieben. Wir standen hungrig auf, um in den Wald zu wandern. Mit dem Fünfuhrzuge wollten wir zurück, es blieben uns also noch drei Stunden zum Spaziergange. Da die Wege überfüllt waren, bog ich seitlich ab und führte meine Freunde mitten durch den Wald. Nach zwei Stunden beschlossen sie einstimmig, daß sie Bäume genug gesehen hätten und zurück wollten.

Ich war ganz einverstanden. Erstens hatte ich Hunger, und dann war mir jetzt eingefallen, daß der Agent sich gewiß bloß von der Tour gedrückt hatte, weil er mit Ruth zusammen sein wollte. Das ging mir durch den Kopf und ärgerte mich.

Dabei hatte ich nicht mehr auf die Richtung des Weges geachtet. Wir kamen zu einer Schneise — und ich hatte keine Ahnung, wohin sie führte. Mit geheuchelter Sicherheit marschierte ich immer weiter. Aber jetzt fing der Pfandleiher an zu schimpfen. Er war ein Sachse und konnte sehr tückisch werden, besonders jetzt, da ihm die Hühneraugen brannten. Auch die anderen forderten mich ganz energisch auf, sie aus dem verwünschten Walde zum Bahnhof zu führen; sie wollten den Fünfuhrzug nicht verpassen.

Aber es half nichts. Mit Gewalt war nichts zu machen. Ich hatte keine blasse Ahnung, wo wir waren.

Es war sechs Uhr geworden. Endlich hörten wir fernes Wagengerassel. Ich ging dem Geräusch nach, kam auf einen Weg und sah einen leeren Wagen vor mir herfahren. Atemlos erreichte ich ihn und versprach dem Kutscher goldene Berge, wenn er mich und meine Gefährten nach dem Bahnhof bringen wollte.

Der Bauer hatte Heu nach Liepe gefahren und wollte eigentlich weiter nach Oderberg. Aber ich überredete ihn, und er nahm uns mit.

Es war nicht leicht, uns in der Karosse zu plazieren, denn sie verleugnete ihren Beruf nicht und roch sehr intensiv. Aber wir versuchten es doch, uns so unterzubringen, daß wir nicht gar zu oft an die Wände des Wagens stießen. Am Bahnhof verlangte der Bauer ein so hohes Douceur, daß wir dafür hätten drei Stunden im Auto fahren können. Da die anderen einstimmig beschlossen, ich hätte allein zu bezahlen, mußte ich mich fügen.

Das trug dazu bei, daß ihre Stimmung auf dem Rückwege sich wieder etwas hob. Es war bald elf Uhr geworden, als wir in Berlin ankamen; die anderen gingen nach Hause, aber ich zog doch noch zu Siechen und wollte dem Doktor und dem Agenten einmal ordentlich etwas vorrenommieren von der schönen Tagestour und dem Essen.

Ich fand tatsächlich die beiden am Stammtisch, und Ruth saß bei ihnen. Gerade schilderte ich das Menu in den rosigsten Farben: Die schmackhafte Oxtail-Suppe, die blauen Forellen, die delikate, junge Gans — alles für eine Mark fünfzig — als ich bemerkte, daß Ruth ihre Nase kraus zog und zu schnuppern begann. Dabei sah sie zu dem Agenten hin, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, während sie heftig nieste.

„Aber wie riechen Sie denn, Herr Leiner!" rief der Agent empört mir zu und begann unverschämt zu lachen.

Der Doktor brachte seine lange Nase in meine Nähe und verzog das Gesicht.

„Merkwürdig!" brummte er, während Ruth sich das Taschentuch vor das Gesicht hielt.

„Sie wissen doch, daß das Fräulein an Heuschnupfen leidet. Und Sie strömen einen Geruch aus, das kann doch kein künstliches Parfüm sein!"

„Mit wem sind Sie denn auf einer Heuchaise gefahren?" fragte der Agent heiß, während Ruth immer stärker zu niesen begann, wie während Mitte gesagt und ich den Kopf mit beiden Händen hielt.

Ich wurde rot, sank auf und verließ das Lokal. Natürlich hatte ich vor lauter Eifer vergessen, wie auf dem Bahnhof die Sachen auszulösen zu lassen ....."

„Aber später haben Sie sich mit den Stammtischbrüdern doch wieder vertragen?" fragte der Amtsgerichtsrat.

„Nein. Ich ging nicht mehr hin. Der Agent hat übrigens Ruth geheiratet und ist jetzt Besitzer der Pfandleihe. Seine Frau ist dick geworden und hat ein gelbes, aufgedunsenes Gesicht. Ich sah sie, als ich einmal zufällig ein altes Schmuckstück dort kaufte. Vielleicht habe ich es dem Heuschnupfen zu danken, daß ich heute nicht als Ruths Strohwitwer neben Ihnen sitze."

Dilettanten.

Es gibt ein Wort, das Fachleute nicht selten als Urteil aussprechen, mitunter in zorniger Verachtung, manchmal in einem liebenswürdigen Ton mit einem leisen Achselzucken, immer aber die Sache abtuend .... Das Wort lautet: Dilettantismus.

Das ist Dilettantismus? Ein Dilettant ist ein Mensch, der sich mit irgendeiner Sache, einer Kunst, einer Wissenschaft und dergleichen aus Liebhaberei beschäftigt. So wenigstens lautet die allgemeine Erklärung. Aus Liebhaberei — also nicht etwa mit voller Sammlung, mit dem Willen, in die Sache, die er betreibt, tief einzudringen.

Aber es gibt zweierlei Dilettanten. Die guten, die nützlichen sind Leute von Talent, die das Fach, das sie betreiben, zwar nicht als Fachleute ausüben, aber eine solche Liebe dazu besitzen und so viel Eifer entfalten, daß ihre Arbeit nahezu der des Fachmannes gleichkommt. Dilettanten von Genie und Talent haben den Wissenschaften und Künsten schon große Dienste geleistet, und so mancher Dilettant hat mehr Ruhm erworben als fleißige Gleichstrebende, die tüchtige Fachleute waren.

Aber solche Dilettanten, die eigentlich nichts mehr vom Dilettantismus an sich haben, sind sehr stark in der Minderzahl, sind in Wirklichkeit nur sehr selten. Was zu den alltäglichen Erscheinungen gehört, ist der Dilettant, der von dem, was er tut, so wenig wie möglich versteht. Er ist der Mensch, der von jeder Sache, die er sieht, sagt: Das könnte, oder das kann ich auch. Er liest ein paar Romane oder Novellen, setzt sich hin und schreibt auch einen Roman. Er hat ein wenig Klavierklimpern gelernt, kann Noten lesen und Noten schreiben, setzt sich an das Instrument, fingert etwas zusammen, was ihm hübsch klingt, und wird Komponist. Oder er nimmt Pinsel und Farben und malt etwas, was in seinen eigenen Augen sehr schön ist, und hält sich für einen fürtrefflichen Kunstmaler.

Daß jede Gattung, ein Roman, ein Gedicht, eine kleine Erzählung, eine musikalische Komposition, eine Zeichnung, ein Gemälde vorhergehender schwerer Arbeit, Vertiefung in die künstlerischen Regeln und Bedingungen, langer Vorbereitung und Beobachtung und stärkster Sammlung des Willens bedarf, bedenkt der Dilettant nicht. Es hat ihm so viel Spaß gemacht, das alles von sich zu geben, also muß es auch anderen Leuten Spaß machen. Wenn es nun aber — etwa mit Ausnahme der Verwandten und der intimen Freunde — den Leuten nicht gefällt und sie die Sache für wertlos halten, wird der Dilettant zornig, klagt über Ungerechtigkeit und fühlt sich schwer benachteiligt. Daß die Mißgeburten seines Geistes nur Produkte einer geradezu kindlichen Oberflächlichkeit sind, wird ein solcher Dilettant nur in den allerseltensten Fällen einsehen. Denn er hat ja von der Kunstgattung, die ihm nach seinem Wunsch Ruhm und Geld einbringen soll, viel zu wenig gelernt, als daß er zur Erkenntnis der Fehler kommen sollte, von denen seine Arbeit strotzt.

Und ebenso wie es Dilettanten in Literatur, Kunst und Wissenschaft gibt, so gibt es auch zahllose Dilettanten des praktischen Lebens. Menschen, die in ihrer Jugend eine tiefe Scheu vor dem Lernen hatten, treten in Konkurrenz mit den Ausgebildeten und gut Vorbereiteten. Wenn nun ein solcher Lebensdilettant durch Protektion zu einer Stellung gelangt, glaubt er wirklich sein Amt ausfüllen zu können. Aber sehr bald wird sein Dilettantismus offenbar, und wenn die Protektion aufhört, ist es auch mit der Herrlichkeit vorbei.

„Schuster bleib bei deinem Leisten" — das heißt nicht etwa: du kannst nicht viel. Sondern: tue das, was du ordentlich gelernt hast. Sei ein tüchtiger Mensch in deiner Arbeit und hüte dich davor, ein Dilettant zu werden.

— Katheder blüte. „Es ist zweifelhaft, ob Wilhelm Tell wirklich existiert hat, jedenfalls ist er aber im Kanton Uri geboren."

Unsere Schnittmuster-Offerte

9642.
Kleid für kleine Mädchen.

Blauer Linnen, gefüllt in weiß, ist hier dargestellt. Das Leisten würde sich auch sehr wirksam in braunem Gingham mit weißer oder grüner „Piping" machen. Der runde Hals und die kurzen Aermel sind sehr attraktiv für den Sommer. Das Muster ist in 4 Größen geschnitten: 4, 6, 8 und 10 Jahre. Es benötigt 3½ Yards 36zölligen Stoff für die 8jährige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
..... Bal Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kinderanzügen.)
Name .....
No..... Straße.....
..... Stadt .....

Strahlenbehandlung des Krebses.

Die Strahlenbehandlung des Krebses hat in der jüngsten Zeit, wie aus den Versammlungsberichten ärztlicher Gesellschaften und den Veröffentlichungen der medizinischen Fachliteratur einwandfrei hervorgeht, unverkennbare Fortschritte gemacht. Wenn man die Mitteilungen aus der Freiburger Frauenklinik in einer medizinischen Wochenschrift liest, so gewinnt man fast den Eindruck, als ob die dort von den Professoren Krönig und Gauß angewandte kombinierte Behandlung mit Röntgen- und Mesothoriumstrahlen berufen ist, die bisher immer noch wenig erfreulichen Resultate außerordentlich zu verbessern und letzten Endes die Heilbarkeit des Krebses auf nicht operativem Wege zu erweisen. Krönig und Gauß benutzen stark gefilterte harte Röntgenstrahlen und die im Mesothorium enthaltenen tief eindringenden Gammastrahlen, wenden von den letzteren sehr große Mengen an und verlängern die Bestrahlungszeit soweit wie nur irgend möglich. Bei dieser Methodik wurden erstaunliche Erfolge erzielt, und zwar — was das wichtigste ist — bei operablen Fällen. Es liegen jetzt bereits 26 Fälle vor, die als „bedingt geheilt" zu betrachten sind — wenn man da von Heilung sprechen darf, wo die Patienten in völligem Wohlbefinden und frei von allen Krankheitserscheinungen bei mehrfach ausgeführter mikroskopischer Untersuchung keinerlei Zeichen von Krebs mehr aufweisen. Der günstigste Fall liegt jetzt bereits 1½ Jahre zurück. Krönig und Gauß raten deshalb, überall da, wo der Krebs noch operierbar und der Kontrolle durch Tast- und Geruchssinn zugänglich ist, einen Versuch mit Strahlenbehandlung zu machen. In nicht operablen Fällen muß stets energisch bestrahlt werden. Unter allen Umständen sind operierte Krebsfälle einer Nachbehandlung mit Bestrahlung zu unterziehen; auch noch nach dem völligen Verschwinden aller krebsverdächtigen Symptome.

— Kindermund. Klein-Nennchen (beim Anblick einer aus Porzellan hergestellten Gluckhenne): Nicht wahr, Mama, das sind die Hühner, welche die Porzellaneier zu legen pflegen!